



GIPFELGESPRÄCH

Der Maler des Matterhorns

Seine Bilder sind derzeit im Gertsch-Museum von Burgdorf ausgestellt:
Herbert Brandl hat sich mit dem berühmtesten Gipfel des Landes
so intensiv auseinandergesetzt wie wenig andere Künstler. Über den Traum
vom leeren Berg und die Schönheit der Schweizer Alpen.

TEXT: **MARKUS HONSIG** ILLUSTRATION: **ROLAND VORLAUFER**

Herr Brandl, wie oft haben Sie das Matterhorn bisher gemalt?

Herbert Brandl: Nicht sehr oft. Vielleicht 60-mal? Noch öfter habe ich nur den Everest gemalt.

Erinnern Sie sich noch an das erste Mal?

Das Matterhorn kommt aus meiner Kindheit, aus meinem Heimathaus in der Steiermark in Österreich. Mein Vater hat eine Zeichnung auf die Wand des Treppenhauses gemacht, in Kohle, eine Zeichnung vom Matterhorn. Ich war noch ein Kind, und ich war extrem beeindruckt, dass mein Vater Berge eben so auf die Wand zeichnet. Er zeigte mir Fotos und Bücher über die Schweizer Bergwelt, das hat mich sehr inspiriert.

Und schon damals habe ich mich selbst verewigt und in die Zeichnung des Vaters am unteren Rand ein eigenes kleines Matterhorn eingeritzt.

Das erste Matterhorn von Brandl junior.

Das war mein erstes Matterhorn, mit vier Jahren, ja. Seither habe ich es immer wieder aufgegriffen. Nicht weil es ein Motiv ist, das so überpopularisiert ist. Mich hat der persönliche, der emotionale Zugang fasziniert, meine Vorstellungswelt, wie dieser Berg ist, was dort sein könnte.

Waren Sie schon einmal am Matterhorn?

Am Gipfel? Nein, das ist ein unangenehmer Weg da hinauf.

Wenn ich in die Berge gehe, ist nie der Gipfel mein Ziel. Ich gehe in die Berge zum Schauen. Ich bin immer auf der Suche nach dem starken Eindruck. Ich

irre eigentlich herum. Ich lasse mich da und dort in irgendein Tal hinein verleiten, bis ich an einem Punkt stehe, an dem ich nicht mehr weiterkomme.

Bei meinen Wanderungen geht es im Grunde immer darum, dass ich Orte finde, wo ich eine Vorstellung von Wildnis, von Unberührtheit, von Ursprünglichem bekomme.

Was verbindet Sie mit der Schweiz?

Die Kunst. Und die Berge. Ich hatte schon früh in der Schweiz meine ersten Ausstellungen, da war ich 24, 25. Seither habe ich sehr viel Zeit in der Schweiz verbracht. Ich liebe das Maggital im Tessin. In der Sommerhitze mit dem Rad in dieses Tal hineinzufahren – das ist fantastisch. Sol-

« Ich möchte gern aus der Alphütte hinausschauen und mir denken: Da oben, da kann niemand sein, das ist einfach wild. »

che Bergdörfer habe ich sonst nirgendwo gesehen. Ich weiss auch nicht, wie die Schweizer das so schön hinbekommen.

Es sind die Berge mit den grossen Namen, die Sie malen: Everest, Annapurna, Mount Kenya. Was reizt Sie daran? Der Mythos, das Drama, die Ästhetik?

Es ist schon zuerst einmal die Form, diese Urform des Berges, diese Dreiecksästhetik. Das sind Berge, die auch eine gewisse Breite haben. Wenn sie zu spitz werden – wie der Cerro Torre –, das ist mir zu wild, das ist zu dramatisch, das mag ich nicht.

Viele Ihrer Berge wirken bedrohlich, abweisend, gefährlich.

Ja, der Sonnenschein-Berg, der kommt bei mir selten vor. Meistens gibt es Sturm, Schneefall oder Ähnliches. Das fasziniert mich schon, das Bedrohliche an den Bergen. Und ein Achttausender ist natürlich immer von vornherein bedrohlich. Das ist Todeszone.

Haben Sie selbst jemals bedrohliche Situationen am Berg erlebt?

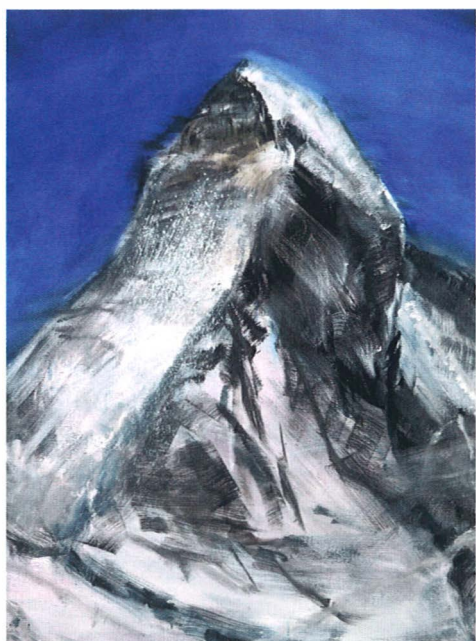
Na ja, als jüngere Leute sind wir schon sehr oft schlecht ausgerüstet, mit Sandalen an den Füßen, auf den Berg gegangen und haben uns dann irgendwo verkriechen müssen, um ein, zwei Stunden ein Gewitter abzuwarten.

Mit Sandalen am Berg? Sie sind aber kein Vorbild für die Jugend.

Nein, leider, überhaupt nicht. Ich war auch oft mit Sakko und Cowboystiefeln unterwegs. Ich muss mich heute noch zwingen, Bergschuhe anzuziehen. Im Wald gehe ich sehr gern barfuss. Das macht viel mehr Spass.

Ihre Bilder vermitteln eine gewisse Einsamkeit. Nicht nur, dass keine Menschen am Berg sind. Die Berge sehen auch aus, als ob sie noch nie bestiegen wurden.

Ja, das ist mein Traum, der leere Berg, der Berg, den niemand besteigen kann. Die leere Landschaft, das Unberührte, wo niemand hingehet, wo niemand sein will. Mir gefällt diese Idee der Einsamkeit, die Idee, dass der Berg alleine ist. Ich möchte gern aus der Alphütte hinausschauen und mir



Das Matterhorn gehört für den Maler Brandl zu den Bergen mit dem höchsten Schwierigkeitsgrad (2014, 120 x 90 cm).

denken: Da oben, da kann niemand sein, da geht niemand hin, das ist einfach wild, von uns noch nicht erobert.

Keines Ihrer Bilder trägt einen Titel, auch nicht den Namen des Berges.

Ich habe schon vor mehr als 30 Jahren mit Titeln gebrochen. Seither hat es nie einen Titel für meine Bilder gegeben.

Es ist eben nicht der Mount Everest. Es ist Malerei. Der Everest trägt die Malerei. So wie er die Bergsteiger trägt, trägt er mich als Maler auch. Er transportiert meine malerischen Überlegungen. Wie gehe ich mit Farben um, wie verteile ich die Farbe? Wie schaffe ich es mit einem Strich, mit einem grossen Pinselstrich, dass eine Kantigkeit, eine Steigung entsteht oder dass Schnee fällt?

Es geht um die Dynamik des Pinselstrichs, es geht um die Farben. Mein Ausgangspunkt sind die Farben. Das Bild, das hier im Atelier hinter mir steht, ist zwölf Jahre alt. Damals war es eine Vorliebe für Blau, Braun und Weiss.

Sie suchen zur Farbe den Berg?

Ich suche den Berg zur Farbe, ja. Es ist eine farbliche Überlegung, die ein Gerüst braucht, einen Transporteur braucht.

Die Malerei mag Farbübergänge. Im Nebel taucht eine Farbe auf und verschwindet wieder. Bei glasklarem Himmel ist alles abgegrenzt. Das ist wunderschön anzusehen, aber nicht zu malen. Für mich geht es darum, die Farben ineinander zu vermischen und sie zu vermischen.

Zuletzt malten Sie aber auch gerne in Schwarz-Weiss.

Das stimmt. Im Winter verliere ich oft das Gefühl für die Farben. In diesen Phasen habe ich bisher oft mit Tusche auf Papier gearbeitet. Jetzt ist es mir zum ersten Mal gelungen, Schwarz-Weiss auch auf die grosse Leinwand zu bringen. Und mit dem Frühling kommt auch mein Gefühl für die Farben wieder zurück.

Wie wichtig ist für Sie, dass Sie einen konkreten Berg malen?

Ich könnte es auch abstrakt anlegen, was ich ja immer wieder mache. Aber ich habe es ganz gern, wenn ich weiss, das ist die Annapurna, und das ist der Everest-Nordwestgrat. Das verankert mich in dieser Welt. >



Teppich-Landschaft: Nicht nur in Schweizer Wäldern, auch in seinem Wiener Atelier ist Herbert Brandl am liebsten barfuss unterwegs.

FOTO: LUKAS GANSTERER

Ich möchte kein Bergmaler sein, das käme mir völlig bescheuert vor. Aber ich bewege mich gern zwischen Abstraktion und Realismus. Das ist das Spannungsfeld, in dem ich arbeite.

Malen Sie nach einer Vorlage? Müssen Sie den Berg gesehen haben?

Ein Foto als Vorlage verwende ich kaum. Und wenn, dann nur für die Form, dass den Gipfel ein Bergsteiger eventuell erkennen könnte. Ich muss den Berg nicht gesehen haben, um ihn zu malen, um die Luft zu spüren oder das Licht zu sehen. Das ergibt sich in der Malerei, die Stimmung, das Licht. Ich male die Bilder aus der Bewegung, aus dem Strich heraus, aus der Pinselgrösse, der Farbe.

Sie malen gern im grossen Format. Brauchen grosse Berge grosse Formate?

Nicht unbedingt. Aber um den Eindruck von etwas wirklich Grosse oder Gewalti-

gem zu haben, ist es schon besser, wenn das Bild eine gewisse Höhe hat, ja.

Bis zu neun Meter – trotzdem passen Ihre Berge nur ganz knapp auf das Bild.

Genau. Meistens endet er direkt unter der Oberkante. Weil er so gross ist, dass er den ganzen Raum einnimmt.

Anfangs haben die Gipfel gar nicht auf das Bild gepasst.

Das stimmt, den Gipfel hab ich lange Zeit abgeschnitten. Das hatte formale Gründe. Mit Gipfel gewinnt das Bild an Räumlichkeit, die ich vielleicht gar nicht will. Das Anlegen der Gipfel hat mich einiges an Überwindung gekostet. Es war ein Schritt weg vom Abstrakten zum konkreten Berg.

Gibt es Berge, die Sie besonders gern oder weniger gern malen?

Der Everest ist der leichteste Berg, den ich kenne, der geht ganz flüssig. Das Matter-

horn hingegen fällt mir sehr schwer, dieser dreieckige Gipfel mit dem Knick, das ist immer ein Kampf. Mit dem Matterhorn war ich noch nie zufrieden.

Das finale Matterhorn gibt es noch nicht?

Nein. Es gibt ein Bild vom Matterhorn, das ich für meine Ärztin gemalt habe, weil sie mein Leben gerettet hat. An dem habe ich ein Jahr gemalt, habe es immer wieder versucht, es ist immer wieder misslungen. Das ist wie Bergsteigen: Du gehst zum Berg, und es regnet, du kommst ein zweites Mal, und es schneit. Man muss immer einige Anläufe nehmen.

Beim Everest gibt es das Problem nicht. Da geh ich hin, und er funktioniert im ersten Anlauf, bei jeder Wetterlage.

Was ist mühseliger: Berggehen oder Bergmalen?

Natürlich Bergmalen. Im Ernst: Wenn ich eine Ausstellung vorbereite, kann es zeitweise wirklich übel für mich werden. Da steure ich oft in ein emotionales Desaster hinein, weil die Leute – meine Freunde, mein Publikum – etwas Neues erwarten. Ich kann nie auf Bewährtes, schon Erfolgreiches zurückgreifen.

HERBERT BRANDL, 58,

lebt und arbeitet in Wien und gehört zu den wichtigsten Vertretern österreichischer Gegenwartsmalerei. Seine Bilder sind in Museen wie der Wiener Albertina, dem Centre Pompidou in Paris oder dem Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía in Madrid vertreten. Seit 2004 ist er Professor für Malerei an der Kunstakademie in Düsseldorf (www.herbertbrandl.com). Aktuelle Ausstellung (bis 13. August 2017): «Herbert Brandl. Hyänenpause» Museum Franz Gertsch, 3401 Burgdorf www.museum-franzgertsch.ch